



REGINE KÖLPIN

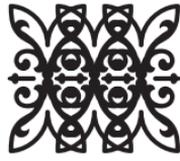
Das verlorene Kind
Kaspar Hauser

Historische Romanbiografie

SPANNUNG

GMEINER





REGINE KÖLPIN

Das verlorene Kind
Kaspar Hauser

GEFANGEN Nur wenige Monate alt, gelangt Kaspar Hauser als Findelkind in eine arme Köhlerfamilie. Doch nach dem Tod der Eltern ist Kaspar Emil, dem Sohn des Köhlers im Weg, denn er möchte Reiter in einer Eskadron werden. Als Emil bemerkt, dass Kaspar ihm gefolgt ist, setzt er ihn vor einem Herrenhaus aus, wo er wie ein Gefangener gehalten wird. Als Kaspar und Emil sich zufällig wieder begegnen, flieht der Junge. Weil Kaspar Emil nach wie vor im Weg ist, lässt er ihn erneut verschwinden, dieses Mal mit drastischen Maßnahmen: Kaspar wird in ein Verlies gesperrt. So lange, bis Emil beschließt, sich Kaspars nun endgültig zu entledigen, und ihn nach Nürnberg bringt. Als Kaspar in Nürnberg große Aufmerksamkeit bekommt und sich später in Ansbach in die Gesellschaft zu integrieren weiß, ist sein Schicksal besiegelt, denn andere finstere Mächte trachten schon lange nach Kaspars Leben.



Regine Kölpin hat zahlreiche Romane (für Kinder unter Regine Fiedler) und Kurztexte publiziert, ist als Herausgeberin tätig und leitet Schreibworkshops für alle Altersklassen. Sie wurde mehrfach ausgezeichnet unter anderem mit dem Stipendium »Tatort Töwerland«, der Auszeichnung zur »Starken Frau Frieslands« und zweimal mit dem »Jahrespreis der Ostfriesischen Autoren«. Ihre Lesungen gestaltet sie neben den Soloauftritten mit musikalischem Beiprogramm des Gitarrenduos »Rostfrei«, wo die Autorin auch als Backgroundsängerin zu hören ist. Regine Kölpin ist verheiratet mit dem Musiker Frank Kölpin. Sie leben ihr Großfamiliendasein in einem historischen Dorf an der Nordseeküste Frieslands. www.regine-koelpin.de

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Wer mordet schon an der Mecklenburger Bucht (2016)
Wer mordet schon am Wattenmeer (2014)

REGINE KÖLPIN

Das verlorene Kind
Kaspar Hauser

Historische Romanbiografie

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung einer Radierung von H. Fleischmann,
1828 © ullstein bild
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5127-0

VORWORT

ES RANKEN SICH VIELE MYTHEN und Theorien um die Person Kaspar Hauser. Bis heute konnte nie geklärt werden, wer er wirklich war und weshalb er schon als junger Mann sein Leben lassen musste. Aus diesen Gründen war es reizvoll, sich mit Kaspar Hauser und seinem Leben literarisch auseinanderzusetzen, auch wenn das schon etliche Dichter und Musiker vor mir getan haben.

Um mich der Thematik zu nähern, habe ich mir zuerst seine Lebensfakten angesehen und schließlich alle aufgestellten Theorien durchleuchtet und hinterfragt. Sehr geholfen hat mir das Buch von Anna Schiener: »Der Fall Kaspar Hauser« (Verlag Friedrich Pustet), weil sie für mich schlüssig auf sämtliche Details der Kaspar-Hauser-Forschung eingegangen ist. Ich konnte mich gedanklich ihren Ausführungen am besten anschließen. Einen weitreichenden Einblick gab auch das im Klett Verlag erschienene Buch: »Anselm Ritter von Feuerbach Kaspar Hauser, Texte & Materialien«. Eine interessante Abhandlung fand ich mit »Ein kurzer Traum und kein Ende« (BoD) von Kurt Kramer.

Während meiner Reise nach Ansbach und Nürnberg habe ich versucht, die Welt mit Kaspars Augen zu sehen und mir ein Bild vor Ort zu machen.

Ich will mit dem Buch »Kaspar Hauser – Das verlorene Kind« weder polarisieren noch werten. Und ich habe auch nicht den Anspruch, eine weitere Theorie aufzuwerfen oder die anderen infrage zu stellen.

Nach den Studien vieler Schriften, nach meinem Besuch in Ansbach und Nürnberg, habe ich beschlossen, seine Geschichte, wie viele andere Künstler zuvor – ich erinnere nur an das wunderschöne Kaspar-Hauser-Lied von Reinhard Mey, das eine ebenfalls andere Sichtweise zulässt –, neu zu erzählen. Und so habe ich mir die schriftstellerische Freiheit genommen, eine eigene Version über Kaspar Hauser zu schreiben. Eine literarische, eine freie Geschichte, die sich an die Tatsachen anlehnt und sie neu interpretiert. Eine eigene Story, wie es auch gewesen sein könnte, wenn man alle als gesichert geltenden Fakten zugrunde legt. Ausgeschmückt mit der Fantasie einer Schriftstellerin. Der erste Teil des Romans ist völlig fiktional, Teil 2 und 3 hangeln sich eng an den nachgewiesenen Tatsachen entlang, auch sie sind gespickt mit Fiktion. Ganz sicher habe ich keine neue oder gar *die* Wahrheit über Kaspar herausgefunden. Ich wollte einfach die Geschichte eines Menschen erzählen, der, gleichgültig, welche Theorie man favorisiert, ein Opfer fataler Umstände und der Eitelkeit verschiedener Personen wurde. Ein traumatisierter Mensch, der das alles sehr früh mit dem Leben bezahlte. Und wer sagt, dass es nicht auch so gewesen sein könnte? »Mein Kaspar« ist mir jedenfalls auf diese Weise sehr nahegekommen.

Wahre historische Personen, die eine Rolle im Roman spielen

Anselm von Feuerbach: ein enger Begleiter und Förderer Kaspars und enge Bezugsperson. Er favorisierte später die Erbprinzttheorie

Carl Ernst von Griesenbeck: Besitzer des Schlosses Pilsach, wo Kaspar Hauser eine Weile versteckt gehalten worden sein soll

Förster Franz Richter: soll Kaspar in dem Verlies evtl. versorgt haben

Bonne: Es gab vermutlich ein ungarisches Kindermädchen mit diesem Namen. Im Roman ist sie fiktiv eingesetzt

Georg Leonhard Weickmann und Jakob Beck: Haben Kaspar in Nürnberg auf dem Unschlittplatz aufgelesen

Rittmeister von Wessenig: Rittmeister in Nürnberg, zu dem Kaspar unbedingt gebracht werden wollte

Polizeioffiziant Johann Adam Röder: Polizeibeamter in Nürnberg

Gefängniswärter Hittel mit Frau und Kindern: Kümmernten sich in Nürnberg im Turm Luginsland um Kaspar in den ersten Wochen. Die Kinder waren seine Spielgefährten

Bürgermeister Jakob Friedrich Binder: gilt als »Erfinder« der Kerker-Theorie

Georg Friedrich Daumer: Lehrer Kaspars in Nürnberg. Führte an Kaspar umstrittene Experimente durch, kümmerte sich aber auch um die Ausbildung und das Erlernen seiner musischen und künstlerischen Fähigkeiten

Kaufmann und Magistrat Johann Christian Biberbach mit Frau Klara: beherbergten Kaspar nach dem ersten Attentat in Nürnberg. Sie waren umstritten, was die Betreuung Kaspars anging

Gottlieb Freiherr von Tucher: Vormund von Kaspar (Dez. 1829–Nov. 1831)

Lord Philip Henry Stanhope: Ziehvater und Gönner Kaspars und enger Vertrauter, der ihn am Ende fallen ließ

Reitlehrer von Rumpler: unterrichtete Kaspar in den Reitkünsten, teilte aber die Begeisterung über seine Fähigkeiten nicht

Dr. Preu: unterstützte Daumer bei Kaspars Experimenten

Johann Georg Meyer und Frau Henriette: bei ihnen lebte Kaspar in Ansbach bis zu seinem Tod unter für Kaspar sehr unangenehmen Spannungen

Lina von Stichaner: Tochter des Regierungspräsidenten und Freundin Kaspars, aber ohne Liebesbeziehung

Caroline Kanneurff: Schwägerin von Bürgermeister Binder aus Nürnberg, für die Kaspar sehr schwärmte und mit ihr zum Entsetzen der Nürnberger allein durch die Straßen flanierte

Pfarrer Fuhrmann: wies Kaspar in der evangelischen Religion ein und konfirmierte ihn

Dr. Horlacher und Dr. Heidenreich: Ärzte, die Kaspar nach der Stichverletzung im Hause Meyer behandelten und die Schwere der Verletzung nicht erkannten

Königin Therese und Königinwitwe Karoline: begegnen Kaspar in Nürnberg

Johann Friedrich Merkel: Verfasser einer nicht positiven Schrift über Kaspar Hauser

Gendarmerieleutnant Josef Hickel und Frau: Hickel begleitete Kaspar nach Ungarn, war Kaspars Polizeischutz und »Spezialkurator«, Kaspar flüchtete für eine gewisse Zeit vor Lehrer Meyer zu ihm

Fiktive Romanfiguren

Emil Wegner, später von Waldstaetten: Kaspars erste enge Bezugsperson

Hilda, Maria und Georg Wegner: haben sich Kaspars als Säugling angenommen.

Aldine: Adelsfrau, von dem Monsignore vergewaltigt und Kaspars Mutter

Klara: Magd, die Kaspar töten sollte

Ursina: Mutter von Aldine

Monsignore: Geistlicher auf Abwegen

Der Schatten: Diener des Monsignore, ihm hoffnungslos verfallen

Sternlerin: eine alte Frau mit Hang zur Weissagung

Traudl: Hebamme, die Kaspar als verflucht sieht

Sophie: Emils Frau

Ferdinand von Waldstaetten: Rittmeister in Neumarkt und Emils Adoptivvater

Der dünne Heinrich: Stallbursche und verlängerter Arm Sophies

Kaufmann Theodorus: behauptet als Erster, Kaspar sei der Erbprinz

Medizinalrat Minkner: Sophies Vater

ANSBACH

KASPAR HAUSER WAR KALT. Der Dezemberwind huschte durch Ansbachs Straßen, als sei er auf der Jagd. Meist hielt er sich versteckt, aber immer öfter zeigte er sich und dann trieb er die kleinen Schneeflocken vor sich her. Der junge Mann umhüllte sich fester mit seinem Mantel. Obwohl es noch früher Nachmittag war, die Kirchturmglöcke hatte eben halb drei geschlagen, war es ruhig in den Straßen der Stadt. Die meisten Ansbacher hatten sich in ihre Wohnungen zurückgezogen, denn es war keine Wohltat, draußen herumzulaufen.

Kaspar war auf dem Weg in den Hofgarten. Ihm begegneten lediglich ein paar Frauen, die ihn nicht beachteten. Kaspar galt als Sonderling, den man hinnahm, aber nicht schätzte.

Als er sich kurz umdrehte, glaubte er, einen Schatten wahrgenommen zu haben, doch die Straße hinter ihm war leer. Er war aufgeregt, grüßte einen ihm entgegenkommenden Herrn, der verwundert über Kaspars Zappeligkeit den Kopf schüttelte. Kaspar ließ das Reithaus links liegen, rammte aber beinahe eine vorbeigehende Frau. »Na, bei dem Wetter unterwegs? Wohin so eilig des Weges, junger Mann?«

Er antwortete ihr nicht, sondern steuerte weiter auf den Hofgarten zu. Seine Schritte knirschten auf dem Kies, als er ihn betrat und am Glashaus vorbeilief. Kaspar war spät dran, er durfte keine Zeit verlieren. Vor drei Tagen hatte er die Verabredung nicht eingehalten und die Epistel, er solle zum Artesischen Brunnen kommen, um sich die Tonschichten anzuschauen, ignoriert. Er war nicht hingegangen, weil er sicher gewesen war, dass diese Botschaft keinesfalls von *ihm* sein konnte. Aber heute, heute war die Nachricht echt.

Zuvor hatte er Pfarrer Fuhrmann beim Weihnachtsbasteln geholfen. Nach einer Zeit hatte Kaspar behauptet, zu Lina von Stichaner zu müssen, denn sie kam mit einer Aufgabe nicht

zurecht. Dorthin war er jedoch nicht geeilt, sondern geradewegs hierher. Er hielt es für besser, wenn niemand von seiner Verabredung im Hofgarten erfuhr.

Kaspar hoffte so sehr, den richtigen Menschen anzutreffen. Der, nach dem er sich sehnte und der ihm endlich das geben konnte, was er sich schon so lange wünschte. Der Mann, der immer da war. Der Mann, den er liebte, an dem er festhielt, vor allem jetzt, wo sich alle anderen Träume zerschlagen hatten.

Im Hofgarten war es noch kälter als in der Stadt, wo die Mauern den stärksten Wind abgehalten hatten. Hier duckte und versteckte er sich nicht, hier tobte er sich in allen Spielarten aus und ließ die Flocken wild tanzen. Nachdem Kaspar am Brunnen niemanden angetroffen hatte, steuerte er nun auf das kleine Waldstück zu, wo sich das Uz'sche Denkmal befand. Er wusste nicht genau, wo er *ihn* treffen sollte, die Anweisungen waren nur vage gewesen. Er wollte nicht entdeckt werden, zu groß war ihr Geheimnis, das sie miteinander verband. Das grausame Warten hatte endlich ein Ende und würde ihn nun endgültig von seiner Seelenpein erlösen, nach alledem, was er mitgemacht hatte. Heute war der Tag, an dem sich sein Leben zum Guten wenden würde. Kaspar beschleunigte den Schritt.

Er folgte dieser Stimme, die ihn rief. Die Stimme, der er von Kindesbeinen an gefolgt war, auf die er sein Leben ausgerichtet hatte. Kein Mensch in der Welt hatte es je vermocht, ihn diese Sehnsucht vergessen zu lassen.

Die Orangerie wurde eben von einem Nebel aus Schneegestöber verweht. Wenn er erst das Wäldchen erreicht hatte, wäre Kaspar ein bisschen geschützter. Es waren nur noch wenige Meter bis zum Uz'schen Denkmal. Kaspar wurde vor Aufregung die Luft knapp und er musste kurz innehalten, bis Herzschlag und Atem sich beruhigt hatten. Wegen des schlechten Wetters senkte sich nun bereits die Dämme-

rung übers Land. Der Wind dröhnte und schien sämtliche Menschen aus dem Park gefegt zu haben. Was, wenn *er* nicht kam? Wenn sich alle Hoffnungen zerschlugen? Vorsichtig tastete Kaspar sich ein Stück weiter. Er glaubte, hinter sich eine Bewegung wahrzunehmen, und als er sich umdrehte, stand ein Mann vor ihm. Er war größer als er und von hagerer Statur. Seinen Kopf schmückte ein runder, schwarzer Hut und sein kantiges Gesicht war von einem braunen Backenbart umrahmt. Über der Lippe befand sich ein Schnäuzer. Es handelte sich allerdings nicht um den Mann, den er erwartet hatte.

»Wer sind Sie? Schickt *er* Sie?«

Der Mann schwieg, und zog aus seinem schwarzen Mantel einen Beutel hervor. »Dort finden Sie alles, was Sie wissen wollen, Herr Hauser.« Seine Stimme klang heiser, eigenartig. Kaspar zögerte. Er traute ihm nicht. »Kommen Sie von *ihm*? Hat *er* Ihnen das gegeben?«

Der Mann ging auf Kaspars Fragen nicht ein. Seiner ganzen Haltung haftete etwas Verschlagenes an. Kaspar wich einen Schritt zurück, nur die Neugierde hielt ihn davon ab, wegzulaufen. »Nun kommen Sie schon, ich habe nicht ewig Zeit«, forderte der Mann ihn auf. »Was Sie wissen wollen und müssen, liegt in diesem kleinen Beutel verborgen.«

In Kaspar überschlugen sich die Gedanken. Kam die Botschaft aus Wien? Schickte seine heimliche Liebe, die verheiratete Karoline Kannewurff nach ihm? Sie besaß einen ähnlichen Beutel. Ach nein, sicher versteckte sich *seine* Botschaft für ihn darin. Die Neugierde siegte endgültig. Kaspar näherte sich dem Mann. Streckte die Hand aus. Doch bevor er den Beutel greifen konnte, drang grelles Lachen an sein Ohr, während sich gleichzeitig eine Klinge durch den Mantel in seine Brust bohrte.

TEIL 1

1

ES FIEL IHR NICHT LEICHT, zu tun, was getan werden musste. Noch schlief der Säugling, hatte die Augen fest geschlossen. Die Nacht umhüllte beide mit ihrem dunklen Tuch und ließ kaum ein Geräusch zu. Hin und wieder glaubte Klara, die Blicke der vielen Tiere auf sich zu spüren. Sie lauerten versteckt hinter jedem Busch. Eine Eule strich mit lautlosem Flug über die Wipfel. Die Magd fürchtete sich. Doch welche Möglichkeiten blieben ihr, außer das Kind dem Willen des Herrn zu übergeben. Das Kind, von dessen Existenz nie jemand erfahren durfte.

Klara wollte den armen Wurm vor den Altar der Waldkapelle legen, das war das Einzige, was sie für das kleine Kerlchen noch tun konnte. Ein Menschenkind, in Gier gezeugt und dann von keinem gewollt. Den Blick der Mutter würde sie nie vergessen. Diesen unglaublichen Schmerz, diese Fassungslosigkeit, gepaart mit gleichzeitigem Hass. Das Kind wäre besser niemals geboren worden. Aber sollte sie es wirklich töten und sich damit vor dem Herrn strafbar machen? Diese Sünde hier war kleiner, besser zu rechtfertigen.

Eine Zeit lang hatte sie gedacht, dass sie den Bub irgendwie durchbringen konnte, denn ihre Brust war reichlich mit Milch gesegnet. Ihrem Mann hatte sie gesagt, dass sie die Amme sei und eine Weile für das Kind sorgen würde. Doch als sie spürte, dass weder ihre Kraft noch die Milch ausreichten, hatte sie dem Jungen Laudanum gegeben, damit er ruhi-

ger wurde und weniger trank. Nun aber war es an der Zeit, dass er auch andere Nahrung bekam. Sie hatte nicht gewusst, wie sie das bewerkstelligen sollte, hatten sie doch selbst kaum genug zum Überleben. »Ich werde ihn zur Mutter zurückbringen müssen«, hatte sie ihrem Mann erklärt. »Bin morgen in der Früh wieder daheim.«

Im Herrschaftshaus hatte sie sich krankgemeldet.

»Und der Bub?«, hatte ihr Mann gefragt. Seine Augen waren zu ihrem eigenen Sohn gewandert.

»Dem hab ich Milch vom Bauern hingestellt und wenn du ihm eine Mohrrübe weichkochst und den Hirsebrei aufwärmst, reicht das.«

Er hatte widerwillig zugestimmt.

Jetzt stand Klara mit einer Last, die gar nicht die ihre war, hier mitten im Wald. Gescheitert. Sie hätte den Jungen gleich töten sollen, so, wie man es ihr aufgetragen hatte. Bevor das Lächeln über seine Lippen geglitten war. Bevor er diesen Blick auf sie richtete, dem sie sich nicht entziehen konnte. Nun war es unmöglich, das zu tun. Sie sollte sich beeilen, damit daheim und im Dorf keiner Fragen stellte, wenn sie zu lange fort war.

Klara hoffte, die Kapelle zu finden, von der sie nur gehört hatte. Gott würde sich des Knaben annehmen und von nun an sein Schicksal lenken. Sie konnte die Last loslassen, die sie erdrückte. Die Verantwortung abgeben, und danach war sie endlich frei.

»Du wirst nie mehr frei sein«, flüsterte sie. »Dieses Kind wird dich dein ganzes Leben verfolgen, weil du dich mitschuldig gemacht hast.« In dem Augenblick hasste sie nicht nur das Kind auf ihrem Arm, sondern noch um vieles mehr die Mutter, die sie gezwungen hatte, diese Schuld auf sich zu laden. Klara erschien es, als durchbohrten sie ihre stehenden Augen, als hielten sie sich im Gebüsch versteckt. Aber das konnte nicht sein. Sie glaubte, das Kind sei lange

tot. Und sie würde es auch weiterhin glauben, wenn sie es geschickt anstellte.

Die Magd zerrte sich das Tuch fester um den Kopf. Obwohl es dunkel war, fürchtete sie, jemand könnte sie doch sehen. Ein knackendes Geräusch ließ sie zusammenfahren. War dort seitlich des Weges nicht etwas? Eine Bewegung? Klara verharrte, lauschte. Ihr Herz schlug so laut, als müsste es überall zu hören sein. Sie traute sich kaum weiterzugehen. Das Kind in ihrem Arm rührte sich, es spürte die Unruhe. Sacht strich Klara über den zarten Flaum. »Pst, alles gut, mein Kleiner. Dir geschieht nichts.« Es war besser, ihr Vorhaben, so schnell es ging, zu vollenden. Der Pfad aber war schmal. Wenn sie nicht achtgab, würde sie den Hang hinabstürzen. Sie konnte in der Dunkelheit den Weg nur schwerlich erkennen. Die hohen Tannen hielten das schwache Mondlicht ab, und nur hin und wieder bahnte sich ein Strahl den Weg durch die dichten Äste.

Nach einer Weile erreichte Klara die Waldkapelle, die von den Köhlern als einfacher Bau auf einer Lichtung errichtet worden war. Mit etwas Glück würde eine der Familien am Morgen herkommen und den Bub finden.

Bevor Klara die Waldwiese betrat, hob sie, einem Wildtier gleich, die Nase in die Höhe. Witterte, taxierte die Umgebung. Alles war still. Sie schlich zur dunklen Holztür, die mit dicken Eisenbeschlägen versehen war. Hatte man sie verschlossen? Dann musste sie den Kleinen draußen ablegen und ihn dort seinem Schicksal überlassen. Schritt für Schritt tastete Klara sich näher und drückte die Klinke herunter. Erst tat sich nichts, beim zweiten Mal gab die Tür nach und öffnete sich mit einem quälenden Quietschen. Wieder verharrte Klara. Sie schob sich ins Innere der Kapelle.

Modriger Geruch schlug ihr entgegen, vermischt mit einem Hauch Weihrauch und Talg. Klara tappte zum Altar, auf dem

vor nicht allzu langer Zeit eine weiße Kerze gebrannt hatte. Ihr Duft schwebte noch durch den Raum, aber das Wachs war bereits abgekühlt. Klaras Herz klopfte zum Zerspringen. Jetzt hieß es, schnell und planvoll vorzugehen und dann zu verschwinden, als wäre sie nie hier gewesen.

Klara breitete das Schaffell, in das der Bub eingewickelt war, vor dem Altar aus und bettete den Kleinen mit seiner Decke umhüllt auf den Boden. Sie bekreuzigte sich vor dem aufgestellten Kreuz und legte das Kind dem Heiland zu Füßen. »Gott sei mit dir und begleit' dich auf allen Wegen!«, flüsterte sie. »Mehr steht nicht in meiner Macht.« Sie strich dem Bub ein letztes Mal übers Köpfchen und verließ die Kapelle.

»Was fällt dir ein, diesen Balg mitzubringen?« Georg Wegners Stimme schwappte über Maria zusammen wie eine Welle, die keine Luft zum Atmen ließ. »Wir haben hinreichend Mäuler zu stopfen und wissen nicht einmal, wie wir das anstellen sollen. Vor allem jetzt, wo der Winter ansteht und das Überleben schwierig genug ist.« Er warf einen Blick auf das Bündel im Arm seiner Frau. »Hättest ihn da verrecken lassen sollen, wo du ihn gefunden hast.«

»Er lag vor dem Altar in der Waldkapelle. Vor dem Heiland«, sagte Maria. »Und was Gott uns gibt, darf ich nicht töten.«

Georg spuckte aus und trat vor die Tür, um dort seiner Wut Luft zu machen. Das tat er immer, wenn er nicht mehr ein noch aus wusste. Ihr Mann hatte ja recht. Ihnen blieb selbst nicht genug zum Leben und da brachte sie als Mutter einen weiteren Esser mit, für den sie nun irgendwie Milch und später Brot aufreiben mussten. Es würde zu Lasten der eigenen Kinder gehen. Nur war es ihre Pflicht, sich Gottes Willen zu fügen und seine Aufgaben anzunehmen. Auch wenn

sie kaum zu verstehen waren. Eine dieser Aufgaben war nun dieses Kind.

Maria blickte in das zarte Gesichtchen, der Knabe hielt die Augen nach wie vor verschlossen, fast, als wage er nicht, einen Blick in die Welt zu riskieren, die ihm bislang offenbar nicht besonders wohlgesonnen war. Warum sonst hätte man ihn an einem solch einsamen Ort abgelegt? Ohne die Gewissheit, dass er tatsächlich gefunden wurde.

Maria drückte das Bündel eng an sich und in ihr wallte eine Woge von Liebe für das Menschenkind auf, das kein Zuhause hatte, wenn sie es ihm nicht gab. Der Junge war vermutlich ein paar Monate alt. Er wirkte wohlgenährt, aber er war schmutzig und roch. Zu Essen hatten sie ihm genug gegeben, für Sauberkeit hatte die Fürsorge wohl nicht gereicht. Maria blickte auf und suchte ihren Mann, der um die schadhafte Hütte herumgelaufen war und begonnen hatte, das Holz zu spalten. Er hieb die Axt viel zu heftig durch die Stämme, sodass die einzelnen Scheite zur Seite flogen, wenn er die Hacke hindurchgetrieben hatte.

Das Leben an seiner Seite war in den vergangenen Jahren schwieriger geworden, Georg hatte sich sehr verändert. Melancholie wechselte sich mit Wutanfällen ab und erschwerte ihr ohnehin nicht rosiges Leben in diesem abgelegenen Wald. Zum nächsten Dorf waren es zwei Stunden Fußmarsch, nach Nürnberg dauerte es mindestens drei Tage, im Winter länger. Weil Georg so oft unpässlich war, musste ihr ältester Sohn Emil mit seinen 13 Jahren viel zu viele Aufgaben des Vaters übernehmen. Doch blieb der Familie keine Wahl, wenn sie nicht verhungern wollten. Irgendwer musste sich um die Köhlermeister kümmern. Die Söhne der anderen Familien packten auch mit an, nur eben nicht ganz allein. Aber wen kümmerte dies?

Ein wenig Sorge machte Maria die Schulbildung der Kinder. Sie selbst hatte die Aufgabe übernommen, ihnen das

Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen, denn der Weg zur Schule war neben der Arbeit zu weit und beschwerlich. Sie konnten dort nur selten hingehen, und bald war der Schulbesuch ganz eingeschlafen. Selbst wenn das Unrecht war, kümmerte es keinen. Deshalb unterrichtete sie die Kinder selbst. Gleichgültig, ob sie müde waren oder nicht. Maria legte großen Wert darauf, dass ihre Sprösslinge eine Grundbildung erhielten, beten konnten, den christlichen Glauben lebten. Wenn es schon schwer war, sie täglich satt zu bekommen, »so sollten wenigstens die geistigen Grundbedürfnisse gestillt werden«.

Maria seufzte. Emil schleppte sich Abend für Abend zu ihr auf die Küchenbank und lernte, bis ihm die Augen zufielen. Hilda hingegen drückte sich, so oft sie nur konnte. Maria fragte sich manchmal, woher Emil nach getaner Arbeit diese Begeisterung aufbrachte. War Georg wach, wettete er zudem meist, was für eine Verschwendung es sei, mit solchen Dingen die Zeit totzuschlagen, schließlich gäbe es rund ums Haus Wichtigeres zu tun. Maria glaubte, dass Georg seinen Sohn im Grunde beneidete, denn er selbst konnte gerade eben seinen Namen schreiben und das Geld zählen, das ihm von den Käufern der Holzkohle in die Hand gedrückt wurde. Es geschah nicht selten, dass er dabei übers Ohr gehauen wurde.

Das Fluchen ihres Mannes drang von außen in die Stube. Er schmetterte soeben die Axt auf den Boden und verschwand im Gebüsch. Das tat er oft, wenn er Recht behalten wollte, ihm aber die Argumente ausgingen.

Der Kleine auf Marias Arm maunzte leise wie ein Kätzchen. Maria streichelte den blonden Schopf. Der Junge hatte einen zarten Flaum und eine etwas zu groß geratene Nase. »Es kann doch so aussehen, als wärest du mein Sohn«, flüsterte sie. »Wir könnten einfach sagen ...« Maria hielt inne. Das war ein Ding der Unmöglichkeit, denn in wenigen Wochen

würde sie selbst ein weiteres Kind gebären. Dennoch rührte der Bub sie, so wie sie alles rührte, was hilflos war.

»Was ist das?« Ihre drei Kinder schoben sich neben sie und blickten auf den Säugling im Arm der Mutter. Die vierjährige Paula, ein Mädchen mit schwarzen langen Zöpfen, tastete sofort nach seiner Nase, während die zwei Jahre ältere Hilda die winzigen Hände umschlang. »Der ist aber klein. Wo kommt der her?« Sie warf einen Blick auf den schwangeren Bauch der Mutter.

Nur Emil, der Älteste, benahm sich ähnlich wie sein Vater, rotzte auf den Boden und schnaubte: »Der nimmt uns das Wenige, was wir haben, auch noch weg.« Er betrachtete das Bündel lange mit abschätzender Miene. Es wirkte, als prüfe er ein Stück Vieh, das es auf dem nächsten Markt zu verkaufen galt. »Du musst ihn weggeben ins Findelhaus.«

»Er bleibt vorerst hier bei uns«, bestimmte Maria. »Der Herr hat ihn mir vor die Füße gelegt und wenn ich ihn nicht gefunden hätte, wäre er sicher gestorben.«

»Dazu schaut er viel zu gesund aus.« Emils Stimme brach und piepste einen Moment, doch kurz darauf klang er wieder wie ein Mann. »Hässlich ist er. Und er wird Milch und schon bald auch Brot brauchen.«

»Dann teilen wir eben. Er kann uns später zur Hand gehen«, wandte Maria ein. »Im Wald braucht es jede Hilfe.«

Emil schüttelte den Kopf. »Und bis dahin? Wir können nur hoffen, dass Gott uns auf seine Weise von dieser Last befreit.« Ihr Ältester war bereits in die Rolle des Familienoberhauptes geschlüpft und traf Entscheidungen, die eigentlich seinem Vater oblagen. Doch der war froh, sich nicht um alles allein kümmern zu müssen und Verantwortung abgeben zu können. Denn so war es Georg Wegner möglich, sich in seine düstere Welt zurückzuziehen und sich nicht dafür rechtfertigen zu müssen.

»Lass ihn vorm Ofen schlafen«, bestimmte Emil nun. »Eine Wahl haben wir ja nun nicht mehr. Was bleibt uns sonst?«

Maria nickte ergeben, erleichtert über Emils Einlenken. Mit etwas Glück würde keiner die Anwesenheit des Kindes hinterfragen.

Georg Wegner betrat den Raum. »Die Ziege gibt grad genug Milch für uns alle.« Seine dröhnende Stimme schien die gesamte Hütte auszufüllen. »Er muss ins Findelhaus nach Neumarkt oder nach Nürnberg.«

»Er bleibt«, bestimmte Maria.

»Wer sollte ihn überhaupt dorthin bringen?«, fragte Emil. »Der Weg ist weit und die Nächte brechen früh an. Wir brauchen hier jede Hand. Mutter sollte sich in ihrem Zustand ebenfalls nicht mehr auf den Weg machen. Also lass ihn vor dem Ofen schlafen. Es wird sich alles fügen, da sei gewiss.«

Maria sah das versteckte Grinsen auf dem Gesicht ihres Sohnes und es machte ihr Angst. Emil war ihr oft fremd, dem Vater zu ähnlich, und doch war er ein guter Junge, der, ohne zu murren, seine Aufgaben erfüllte. Von seinen Träumen, seinem Wesen wusste Maria jedoch nichts, aber wer hatte hier im Wald schon Träume? Es galt, jeden nächsten Tag zu überstehen. Zu überleben. Mehr nicht. Das Schicksal hatte ihnen kein Schloss geschenkt. Nur diese dunkle Kate im Wald.

»Warum in Herrgottsnamen prüft Gott uns so? Als ob wir nicht genug Unbill hätten!« Georg winkte ab und verschwand in der Schlafkammer.

Emil wollte ihm folgen, aber Maria legte ihre freie Hand beschwichtigend auf seinen Unterarm. »Lass ihn. So kommt er am schnellsten zur Ruhe.«

Emil wandte sich unwirsch ab.

Der Bub auf Marias Arm rührte sich ein weiteres Mal. Es sah aus, als suche er etwas. Nicht mehr lange und er würde vor Hunger schreien. Auf dem Schrank stand noch ein Krug

mit einem Rest Milch, den Maria eigentlich Paula versprochen hatte. Sie würde dieses Versprechen brechen müssen.

Emil hatte die Regung des Kindes ebenfalls bemerkt. »Vielleicht hat der Herrgott ja doch ein Einsehen. So oder so.« Selbst wenn er nicht direkt aussprach, was er wirklich meinte, war seine Aussage eindeutig. Emil wünschte dem Bub den Tod. Das wäre für alle die einfachste Lösung.

Maria empfand es als schwere Sünde, so zu reden. »Gott weiß, was er tut. Und wenn er uns das arme Bündel geschickt hat, wird er seinen Grund dafür haben.« Sie schlug ein Kreuz über dem Kopf des Kindes. »Nicht mal eine Botschaft hat er dabei gehabt, der Wurm. Keiner weiß, wie er heißt und woher er kommt. Eine getriebene Seele wird ihn dort abgelegt haben.« Maria fuhr sich durchs Haar. »Ich denke, er wird fast ein halbes Jahr alt sein.«

»Ihn wird bestimmt jemand vermissen. Muss man doch erkennen, wenn eine Frau ein Kind getragen hat, es eine Weile bei ihr war und nun keins mehr da ist«, knurrte Emil.

Maria nickte. »Ein Kind ohne Zuhause, ohne liebende Mutter. Vielleicht hat man es ihr gleich nach der Geburt weggenommen und die Amme war unfähig, sich um den armen Wurm zu kümmern. Ein kleiner Kaspar ohne Heim.«

»Ein Kaspar.« Emil lachte bitter.

Marias Augen blitzten auf. »Ja, mein Sohn, so werden wir ihn nennen. Das ist eine gute Idee. Kaspar. Der Name passt zu ihm. Keiner wird etwas dagegen haben, wenn wir ihn als Findelkind aufziehen. Die Findelhäuser sind sicher froh, nicht noch mehr Zöglinge aufnehmen zu müssen.« Maria drückte das Kind eng an sich, ließ aber locker, als sie Emils finsternen Blick bemerkte. »Eigentlich muss es ja keiner wissen. Sonst kümmert sich auch niemand um uns.«

Emil wandte sich ab. »Ich geh mal besser in den Wald. Es liegt viel Arbeit an.« Vater würde heute ganz bestimmt nicht

mehr mitkommen, dennoch musste alles für den morgigen Tag vorbereitet werden. Emil schlüpfte in seine Joppe und setzte den Hut auf. »Ich mach mich dann auf den Weg. Von irgendwas müssen wir schließlich leben. Vor allem jetzt mit noch einem Esser mehr.«

Maria wollte einen Schlusspunkt unter das Thema setzen und die Anwesenheit des Kindes nicht mehr diskutieren. »Mach das. Ich kümmerge mich um Kaspar. Das ist das Mindeste, was wir für ihn und den Herrgott tun können. Vergiss nicht: ›Was du für die Ärmsten getan hast, das hast du für mich getan.«

Emil winkte ab. In seinen Augen blitzte unverhohlene Wut. »Wenn du meinst, Mutter«, stieß er aus.

»Ich schaff das«, flüsterte Maria besänftigend. »Ich schaff das!«

Emils Blick wurde weicher. »Schon gut, Mutter. Schon gut. Hol das Körbchen aus dem Schuppen und mache es für Kaspar zurecht. Kein Kind in diesem Haus muss auf dem kahlen Boden vor dem Ofen schlafen. Egal, welcher Herkunft es ist.«

Am liebsten hätte Maria ihren Sohn jetzt in den Arm genommen, aber das ließ er schon lange nicht mehr zu. Emil scheute körperliche Nähe, so als liefe er dann Gefahr, dass seine ganze mühsam aufgebaute Fassade, die Stärke signalisieren sollte, in sich zusammenbrach. Er stürmte ohnehin bereits aus der Tür und knallte sie hinter sich zu.

Maria tat, wie Emil ihr geheißen hatte, und machte für Kaspar das Bettchen zurecht. Er war wieder fest eingeschlafen. Das war ungewöhnlich für ein Kind seines Alters und Maria vermutete, jemand hatte nachgeholfen. Vielleicht hatten sie ihm Laudanum gegeben, damit der Bub nicht den ganzen Wald zusammenschrie.

Klara war schnell gelaufen. Ihre Füße brannten vor Schmerz, die Sohlen waren blutig, etliche spitze Steine hatten sich durch die viel zu dünnen Schuhe gebohrt. Aber nun war es nicht mehr allzu weit bis zu ihrem Dorf. Sie hatte den Rest der Nacht für den Rückweg nutzen können. Die Morgendämmerung würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Es wäre gut, wenn sie dann wieder daheim war. Je weniger Menschen mitbekamen, dass sie fort gewesen war, desto weniger Fragen würden gestellt werden.

Schon bald sah sie Rauch, der aus den Schornsteinen des Dorfes aufstieg. Der rußige Geruch durchzog ihre Nase. Sie freute sich, ihren Sohn gleich in die Arme schließen zu können. Aber diese Vorfreude wurde augenblicklich getrübt, als sie gewahr wurde, was morgen wieder auf sie wartete. Sie musste zurück. In diese düsteren Mauern. Zu ihr. Und die Herrin würde ihr Fragen stellen. Immer und immer wieder.

In der Nacht weinte Kaspar zum ersten Mal lang anhaltender. Maria nahm ihn aus dem Körbchen. Den Rest Milch hatte sie dann doch Paula gegeben. Was sollte sie nun mit dem Kleinen tun? Er hatte vorhin etwas Haferschleim bekommen, nun verlangte er offenbar nach Nähe. Sein Daumen reichte ihm nicht und er schrie zunehmend lauter. Maria wusste sich keinen Rat und legte ihn in ihrer Verzweiflung an die Brust. Der Kleine schnappte gierig wie ein hungriges Vögelchen nach der Warze und begann zu saugen. Maria hoffte, Kaspar würde sich dadurch beruhigen, selbst wenn ihre Brust noch keine Milch enthielt, die ihn sättigen konnte.

Nach wenigen Zügen, die der Bub aus ihrer Brust genommen hatte, zog sich Marias Bauch krampfhaft zusammen. Mit der einen Hand hielt sie Kaspar, mit der anderen tastete sie nach der viel zu harten Bauchdecke, die sich ein paarmal rhythmisch zusammenkrampfte, dann aber entspannte. Kas-

par hatte ohnehin genug genuckelt, wirklich hungrig schien er nicht zu sein, was Marias Annahme, er sei ruhiggestellt worden, bestätigte. Sie nahm ihn von der Brust. Kaspar taxierte seine Umgebung, und ein verlorenes Lächeln glitt über den zahnlosen Mund. Maria rührte der Anblick der ernstesten blauen Augen.

Sie legte ihn zurück ins Körbchen, wo er sofort wieder einschlief. Georg schnarchte in seiner Bettstatt, genau wie ihre Kinder, die sich ein Bett zu dritt teilten und eng aneinandergekuschelt dalagen.

Maria aber ging es nicht gut. Seitdem sie Kaspar die Brust gegeben hatte, spannte sich ihr Bauch ständig an. Sie glaubte nicht, dass es nur am Stillen lag, denn schon am Nachmittag und auch gestern, als sie die schweren Körbe mit den Zapfen durch den Wald geschleppt hatte, war dieses Ziehen da gewesen und es bedeutete nichts Gutes. Das wusste sie nach drei Schwangerschaften ganz sicher. Bislang hatte sie die Sorge darüber einfach beiseitegewischt, doch das war nun angesichts der damit einhergehenden starken Schmerzen unmöglich.

Ein weiteres Stechen und Ziehen durchfuhr ihren Körper. Es war noch zu früh für die Geburt. Schon ihre anderen Kinder waren zu klein gewesen, sie konnte sie nicht ausreichend ernähren, alles, was sie hatte, gab sie der Familie. Maria nahm nur das, was übrig blieb und das war meist nicht viel.

Wenn aber die ersten Kinder bereits zu schwach gewesen waren, wie mochte es da um ihr jetziges Kind, Wochen vor dem Geburtstermin, bestellt sein? Hatte sie sich verrechnet? Nein, bestimmt nicht. Es war noch nicht so weit. Das hatte auch die Traudl gesagt, die als Hebamme immer mal wieder vorbeischaute.

Im Laufe der nächsten Stunden verkürzten sich die Abstände der Krämpfe, und als Maria Kaspar ein zweites Mal an die Brust legte, wurden die Schmerzen beinahe unerträglich.

lich. Maria befürchtete das Schlimmste. Das Kind drängte mit unglaublicher Macht darauf, den Bauch zu verlassen, obwohl es dort weiß Gott nichts anderes erwartete, als der Tod.

Maria stieß ihren Mann an. »Georg, du musst die Hebamme holen!«

Der reagierte gar nicht, sondern drehte sich auf die andere Seite. Maria trat nach ihm. »Georg, bitte, du musst ins Dorf laufen. Zur Traudl. Das Kind! Unser neues Kind. So wach doch auf!«

Jetzt öffnete ihr Mann die Augen. Er runzelte die Stirn, schien aber nicht zu begreifen, was seine Frau von ihm wollte. Maria erkannte die Sinnlosigkeit, Georg in diesem Augenblick um etwas zu bitten. Er war nicht nur müde, er befand sich gerade wieder in seiner düsteren Welt, aus der er meist stunden-, manchmal tagelang nicht erwachte.

Mühsam quälte sich Maria aus der Bettstatt. Damit sie überhaupt aufrecht gehen konnte, hielt sie sich das Kreuz. Nach jedem zweiten Schritt stützte sie sich mühsam an der Wand ab.

Ihr konnte jetzt nur Emil helfen. Sie musste den Jungen mitten in der Nacht zur Traudl schicken. Wen sonst sollte sie bei der Geburt um Hilfe bitten? Nur noch zwei Meter, dann hatte Maria das Bett der Kinder erreicht. Zwei Meter ... Maria tastete sich Millimeter für Millimeter weiter, die grausamen Schmerzen ignorierend. Sie streckte die Fingerspitzen nach Emils Rücken aus, doch bevor sie ihn anstoßen konnte, ergoss sich, begleitet von einem schneidenden Schmerz, ein Schwall Blut zwischen ihren Beinen. Maria schrie auf, gleichzeitig erschlaffte ihre Hand und sie sackte vor dem Bett ihrer Kinder zusammen.

Aldine starrte gegen die Wand. Ihr fiel das Atmen schwer. Sie hatte gedacht, eine gute Lösung für das Problem gefun-

den zu haben, doch dem war nicht so. Für diese irdischen Schwierigkeiten gab es keine Lösung, mit der man zufrieden sein konnte, deshalb wollte sie sich nun ganz in den Glauben flüchten. Es galt lediglich, sich zu arrangieren. Nachts, wenn die dunklen Gedanken sie heimsuchten, war es kaum auszuhalten. Sie hüpfte auf ihrer Brust, quetschte ihr die Kehle zu, hieben ihre scharfen Zähne in ihre Seele und rissen sie auseinander. Nur, hätte sie eine Wahl gehabt? Gab es einen richtigen Weg für eine solche Situation? Warum nur hatte der Herrgott sie, gerade sie, so prüfen müssen? Ihre Hand legte sich unwillkürlich auf den Bauch und tastete ihn ab. Er war leer, fast hohl, so als wären mit dem Kind auch all ihre Eingeweide herausgepresst worden. Sie hatte sich so gefürchtet. Die Monate der Schwangerschaft ... Die Geburt ... Die Schmerzen, die sie zerrissen hatten und die sie ganz allein aushalten musste, denn niemand, wirklich niemand durfte wissen, was mit ihr passiert war. Schließlich hatte dieses schmierige Bündel Mensch vor ihr gelegen. Für einen Augenblick hatte sie es einfach mit dem Kissen erdrücken wollen, doch ihr Gewissen war übermächtig geworden. Nein, sie konnte unmöglich selbst Hand anlegen. Aber da gab es Klara, die blond gelockte Küchenmagd. Sie hatte einen eigenen kleinen Sohn, den sie abgöttisch liebte, und der wäre Aldines größtes Pfand dafür, dass die Magd tat, was sie verlangte. Eine Hand wusch die andere. Und sie musste sich die Finger nicht schmutzig machen und war nicht schuld. Denn die Tat hätte eine andere ausgeführt. Hastig hatte sie das Kind geschnappt, die Tücher zusammengerafft, war heimlich durch das Tor in die Nacht gehuscht und hatte Klara vor ihrem Haus abgefangen.

»Ich kann das nicht. Ich hab selbst einen Bub. Ich weiß, wie das ist mit einem Kind.« Ein verzweifertes Flüstern, das nicht zählte.